

8. Die gesamtgesellschaftliche Betrachtungsweise

Der Rekurs auf die gesellschaftliche Ebene ist im Kontext dieser Arbeit vor allem deshalb von Relevanz, da sich nur durch sie der für die Individuen zwingende Charakter des kapitalistischen Gesamtzusammenhangs einholen lässt. Im Regelfall sind die Individuen, welche keine Produktionsmittel besitzen, gezwungen, ihre Arbeitskraft zu verkaufen, und jene, die sie besitzen, sie produktiv einzusetzen, d.h. Mehrwert zu erwirtschaften. Erst dieser Zwang erlaubt es, von einer gesellschaftlichen Verselbständigung des Wertes zu sprechen, der sich sowohl auf individueller Ebene als Zwang auswirkt als auch als gesellschaftliche Zielvorstellung des wirtschaftlichen Wachstums beschreiben lässt. Hier kommen damit auch die Kriterien eines gelingenden Verhältnisses von Individuen und sozialer Form wieder zum Tragen, die im ersten Teil dieser Arbeit entwickelt wurden sind.

Der Zwang zur Produktion von Mehrwert und der Zwang zur Lohnarbeit begründen sich auf unterschiedliche Art und Weise. Die Gestalt des sogenannten doppelt freien Lohnarbeiters¹ entsteht durch einen gewaltsamen historischen Prozess, der die Individuen aus ihren vormaligen sozialen Formen heraussetzt und ihnen letztlich nur noch die Möglichkeit eröffnet, ihre Arbeitskraft zu verkaufen (8.1). Der Zwang zur Mehrwertproduktion hingegen ist nicht durch eine historische Erzählung einzuholen, sondern steht in direktem Zusammenhang mit Marx' Rekonstruktion der Wertformen, in diesem Fall dem Kapital. Wie auch bei den bislang untersuchten Gestalten des Werts erreicht Marx die Ebene des Kapitals durch das Aufgreifen vorher ausgeklammerter Voraussetzungen. Der empirische Begriff, auf den Marx an dieser Stelle zurückgreifen kann, ist der der Konkurrenz (8.2).

1 Vgl. MEW 23, S. 742f.

Abschließend ist zu diskutieren, wie sich die gesellschaftlichen Zwänge in das Marx'sche Bild des ökonomischen Gesamtzusammenhangs einordnen. Mit dem Begriff der Totalität wird der Gesamtzusammenhang formal gefasst, anhand der Organismusmetapher kann zum einen das normative Moment der Marx'schen Herangehensweise herausgestellt, zum anderen die Frage nach der Zielgerichtetetheit des ökonomischen Zusammenhangs diskutiert werden (8.3).

8.1 DER ZWANG ZUR LOHNARBEIT

Die Form des Lohnarbeiters fällt aus der Marx'schen Rekonstruktion der Formen des Werts heraus. Sie wird von ihm als notwendiges historisches Faktum aufgegriffen und etwa im 24. Kapitel des *Kapital* exemplarisch in ihrer Entstehung nachgezeichnet.² Marx bezeichnet die Lohnarbeiter als doppelt frei in dem Sinn, „daß weder sie selbst unmittelbar zu den Produktionsmitteln gehören, wie Sklaven, Leibeigene usw., noch auch die Produktionsmittel ihnen gehören, wie beim selbstwirtschaftenden Bauer usw., sie davon vielmehr, frei, los und ledig sind.“³ In ihrem Zusammenhang verweisen beide Aspekte auf den „Schein“ der Zirkulationssphäre. Die Lohnarbeiter gehen freiwillig ein Vertragsverhältnis ein, dass sie prinzipiell jeder Zeit zu verlassen in der Lage sind. Im wörtlichen Sinne zwingt sie niemand zur Arbeit. Erzwungen wird dies einzig durch ihre Freiheit von den Produktionsmitteln.⁴ In den GrundrisSEN fasst Marx dies so: „Im Geldverhältnisse, im entwickelten Austauschsystem [...] scheinen [die Individuen; M.E.] unabhängig [...], frei aufeinander zu stoßen und in dieser Freiheit auszutauschen; sie scheinen so aber nur für den, der von den *Bedingungen* [...] abstrahiert, unter denen diese Individuen in Berührung treten.“⁵

Die Lohnarbeit ist in kapitalistischen Verhältnissen die einzige Möglichkeit der eigenen Reproduktion. Ansonsten droht – wie Max Weber formuliert – das „Risiko völliger Unversorgtheit“.⁶ Die Lohnarbeit ist gesellschaftlicher Zwang.

-
- 2 Zur sogenannten „ursprünglichen Akkumulation des Kapitals“ vgl. auch Michael Perelman (2000): *The Invention of Capitalism. Classical Political Economy and the Secret History of Primitive Accumulation*, Durham and London; Karl Polanyi (1944): *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*, Frankfurt a.M. 1978.
 - 3 MEW 23, S. 742.
 - 4 Vgl. auch Brentel 1989, S. 240.
 - 5 MEW 42, S. 96f.
 - 6 Max Weber (1921/22): *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen 1972, S. 60.

In diesem Sinne schreibt Marx, dass auch in der kapitalistischen Gesellschaft „die Individuen nur als bestimmte zueinander in Beziehung“ kommen.⁷

Er grenzt diese Form der Bestimmung gegen die vorkapitalistischen, feudalen Verhältnisse ab, im Kapitalismus „sind in der Tat die Bande der persönlichen Abhängigkeit gesprengt, zerrissen“.⁸ In der Vormoderne, so lässt sich paraphrasieren, sind die Individuen in gemeinschaftlichen Verhältnissen bestimmt. Sie sind Feudalherr, Bauer, Burgfräulein und nichts über diese Bestimmung hinaus. Sie gehen in ihrer Rolle auf, sind also durch die Verhältnisse, die sie in diese Bestimmung setzen, determiniert.⁹ Demgegenüber erscheinen die Arbeiter und – wie man hinzufügen kann – auch die Kapitalisten frei. Doch in welcher Hinsicht? Sie sind frei bezüglich der Wahl oder des Inhalts ihrer Tätigkeit, nicht jedoch in Bezug auf die Form der Tätigkeit. Sie können – im Idealfall – wählen, was sie arbeiten wollen oder in welchem Industriezweig sie Mehrwert erwirtschaften möchten. Sie können jedoch nicht darüber entscheiden, ob sie die Form der Lohnarbeit oder die Form des Kapitalerwerbs verlassen möchten. Als „Arbeiter“ oder „Kapitalist“ sind sie damit bestimmt. Innerhalb der neuen Formen „Lohnarbeit“ und „Kapital“ ist eine gewisse Wahlfreiheit möglich, die der Bauer, das Burgfräulein oder der Ritter nicht hatten. Zwar hatten die Bauern auch als Bauern gewisse Spielräume innerhalb ihrer Bestimmung als Bauer, doch diese erweitern sich in einer Hinsicht um die prinzipielle Möglichkeit der freien Wahl der Tätigkeit innerhalb der Lohnarbeit.

7 MEW 42, S. 97.

8 Ebd. Marx' Intention ist es dabei nicht, die vorkapitalistischen Verhältnisse als rein persönliche zu analysieren: „Es ist natürlich die Illusion des ‚rein persönlichen Verhältnisses‘ der Feudalzeit etc. gegenüber keinen Augenblick zu vergessen. 1. dass diese Verhältnisse selbst innerhalb ihrer Sphäre einen sachlichen Charakter auf einer bestimmten Phase annahmen, wie die Entwicklung der Grundeigentumsverhältnisse z.B. aus rein militärischen Subordinationsverhältnissen zeigt; aber 2. das sachliche Verhältnis, worin sie zugrunde gehn, hat selbst einen bornierten, naturbestimmten Charakter und erscheint daher als persönlich.“ (ebd., S. 98).

9 „Wenn gesellschaftliche Verhältnisse betrachtet werden, die ein unentwickeltes System des Austauschs, der Tauschwerte und des Geldes erzeugen oder denen einen unentwickelter Grad derselben entspricht, so ist es von vornherein klar, dass die Individuen, obgleich ihre Verhältnisse persönlicher erscheinen, nur als Individuen in einer Bestimmung in Beziehung zueinander treten, als Feudalherr und Vasall, Grundherr und Leibeigner etc.“ (ebd., S. 96).

8.2 DAS KAPITAL UND DIE KONKURRENZ

Mit dem Erreichen der Wertform „Kapital“ spricht Marx vom Wert als „automatischem Subjekt“.¹⁰ Er geht „beständig aus der einen Form in die andre über, ohne sich in dieser Bewegung zu verlieren“¹¹ und ist „Subjekt eines Prozesses, worin er unter dem beständigen Wechsel der Formen von Geld und Ware seine Größe selbst verändert, sich als Mehrwert von sich selbst als ursprünglichem Wert abstößt, sich selbst verwertet. Denn die Bewegung, worin er Mehrwert zusetzt, ist seine eigene Bewegung, seine Verwertung als Selbstbewegung.“¹² Marx kommt in solchen Passagen ohne handelnde Personen aus, an ihre Stelle treten automatische Prozesse, in denen die Handelnden nur noch Ausführende sind.¹³

Die empirische Antwort auf die Frage nach der Begründung des realen Handlungzwanges zur Profit- bzw. Mehrwerterwirtschaftung besteht im Hinweisen auf das Verhältnis der Konkurrenz. Sie plausibilisiert den Übergang zur Wertform Kapital.¹⁴ Da der einzelne Kapitalist mit anderen in Wettbewerb steht, ist er gezwungen, nicht nur kostendeckend zu produzieren, sondern gewinnorientiert. Nur so hat er die Sicherheit, gegenüber den Mitkonkurrenten nicht ins Hintertreffen zu geraten. Er ist gezwungen, kostengünstiger als seine Mitbewerber zu produzieren – daraus ergibt sich ein Motiv zu Profitmaximierung, welches unabhängig von einer persönlichen Bereicherungsabsicht, also einer psychologischen Erklärung, existiert.

Dem alleinigen Verweis auf den Begriff der Konkurrenz begegnet Marx dabei mit Skepsis. An erster Stelle ist sie für ihn ein Oberflächenphänomen.¹⁵ Jenseits dieser einfachen Antwort kann anhand der Begriffe „Kapital“ und „Konkurrenz“ das komplexe Wechselspiel von empirischen Phänomenen und theoretischen

10 MEW 23, S. 169.

11 Ebd., S. 168f.

12 Ebd., S. 169.

13 Brentel spricht davon, dass die „Subjektmetaphorik [...] selbst noch Pointierung und Ironisierung der theoretischen Fetischismen der politischen Ökonomie“ sei (Brentel 1989, S. 282).

14 Vgl. auch Lohmann 1991, S. 295f.

15 Bereits in der *Heiligen Familie* heißt es: „Die Konkurrenz führt das Gesetz durch, nach welchem der Wert eines Produktes durch die zu seiner Herstellung notwendige Arbeitszeit bestimmt wird.“ (MEW 4, S. 94). In diesem Kontext bestreitet Marx die Bestimmung der Wertsubstanz durch die Konkurrenz. Vgl. auch das Kapitel „Der Schein der Konkurrenz“, in: MEW 25, S. 860–883, bes. S. 871ff.

schen Begriffen im Marx'schen Werk noch einmal sichtbar gemacht werden. Ich ziehe dazu Passagen aus den *Grundrisse* und dem *Kapital* heran:

„Was in der Natur des Kapitals liegt, wird nur reell herausgesetzt als äußere Notwendigkeit durch die Konkurrenz, die weiter nichts ist, als daß die vielen Kapitalien die immanenten Bestimmungen des Kapitals einander aufzwingen und sich selbst aufzwingen. Keine Kategorie der bürgerlichen Ökonomie, [auch] nicht die erste, z.B. die Bestimmung des Werts, wird daher erst wirklich [anders als] durch die freie Konkurrenz, d.h. durch den wirklichen Prozess des Kapitals, der als Wechselwirkungen der Kapitalien aufeinander erscheint.“¹⁶

Marx operiert hier mit starken Dichotomien. Auf der einen Seite steht das Kapital, das als „wirklicher Prozess“ gefasst wird, welches eine „Natur“ sowie „immanente Bestimmungen“ besitzt und das für das „Wirklichwerden“ der Kategorien der bürgerlichen Ökonomie verantwortlich gemacht wird. Demgegenüber steht die Konkurrenz, die die Natur des Kapitals als „äußere Notwendigkeit“, „reell heraussetzt“ und welche die Erscheinungsform des Kapitalprozesses ist. An anderer Stelle heißt es: „[D]ie Konkurrenz herrscht jedem individuellen Kapitalisten die immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise als äußere Zwangsgesetze auf. Sie zwingt ihn, sein Kapital fortwährend auszudehnen, um es zu erhalten, und ausdehnen kann er es nur vermittelst progressiver Akkumulation.“¹⁷

Die Konkurrenz herrscht den Kapitalisten etwas auf und zwingt sie zur Kapitalausdehnung. Insofern ist die Konkurrenz wirksam. Jedoch sind diese ihre „Aktionen“ selbst bedingt. Sie sind nur die Erscheinung der immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise.

Unvermittelt gelesen bringen Passagen wie die obigen Marx scheinbar wieder nah an die von ihm selbst kritisierte idealistische Philosophie. Ein ominöses Gesetz des Kapitals erscheint durch die Konkurrenz. Doch was soll das Kapital anderes sein als bestimmte Wechselwirkungen der Individuen aufeinander und ist die Konkurrenz nicht eine Kategorie, mit der jene Wechselwirkungen gefasst werden? Marx scheint durch obige Formulierungen in einen Idealismus zurückzufallen, in der die Formen der kapitalistischen Produktionsweise nicht mehr an die Handlungen der Individuen zurückgebunden werden. Seine Formulierungen sind Formulierungen der Selbstbewegung des Begriffs. Um diesem Eindruck zu

16 MEW 42, S. 551. Die eckigen Klammern, die den Sinn des Satzes beeinflussen, sind Klammern der Herausgebenden.

17 MEW 23, S. 618.

entkommen, muss man die mit dem Begriff des Kapitals verbundenen Bestimmungen in ihrer Marx'schen Verwendungsweise verstehen:

„*Begrifflich* ist die Konkurrenz nichts als die innre Natur des Kapitals, seine wesentliche Bestimmung, erscheinend und realisiert als Wechselwirkung der vielen Kapitalien aufeinander, die innre Tendenz als äußerliche Notwendigkeit. (Kapital existiert und kann nur existieren als viele Kapitalien, und seine Selbstbestimmung erscheint daher als Wechselwirkung derselben aufeinander.)“¹⁸

Man versteht die Marx'sche Herangehensweise m. E. nur, wenn man sich auf das „*begrifflich*“ konzentriert. Die innere Natur des Kapitals ist die rational rekonstruierte, „*entwickelte*“¹⁹, auf den Begriff gebrachte Konkurrenz. Diese innre Natur ist aber selbst kein letztes, da zum einen nur historisches Gesetz und insofern der „*Ontologie des Scheins*“ angehörig, zum zweiten immer auch Produkt der Marx'schen Darstellungsweise. So schreibt Marx, dass die „*freie Konkurrenz* [...] noch nie entwickelt worden [ist; M.E] von den Ökonomen“.²⁰

Begriffe wie „*Gesetz*“, „*Begriff*“ etc. sind durch die Marx'sche Kritik an Hegel hindurchgegangen. Dies verändert den Charakter der Grundbegriffe. Sie sind die begriffliche, rationalisierte Darstellungsweise der Produktionsweise. Als solche sind sie – hier kann man die herkömmliche Hierarchie der Begriffe umkehren – nicht real, sondern nur wirklich. Marx' Aussagen müssen nicht so verstanden werden, dass die „*innre Natur*“ des Kapitals einen prinzipiellen Vorrang vor der „*Existenz*“ der Konkurrenz besitzt. Der Vorrang ergibt sich aus Marx' Absicht der rationalen Rekonstruktion der ökonomischen Verhältnisse.²¹ Durch den Konkurrenzbegriff werden die Wertformen nicht rekonstruiert. Das gelingt nur

18 MEW 42, S. 327; meine Hervorhebung.

19 MEW 26.2, S. 100.

20 MEW 42, S. 327.

21 Kritischt sieht dies Hartmann: „Die arbeits- und mehrwerttheoretische Erklärung scheint rückblickend unvollkommen gegenüber der Konkretion: mußte auf früheren Stufen eine Vermehrung des Kapitals durch absoluten und relativen Mehrwert irrational aus der Habsucht verstanden werden oder aus der kategorialen Möglichkeit der Akkumulation, dem potenziell unendlichen Charakter des Geldes, eben soweit wir noch nicht vom Ende des zu Erweisenden und zu Kritisierenden denken konnten, so erscheint jetzt die Stufe der Konkretion als der eigentliche Grund der Kapitalgebarung die Konkurrenz. [...] Man kann, mit anderen Worten, fragen, ob das transzendentale Prius der inneren Natur des Kapitals nicht auch im Sinne eines Erklärungsgrundes negiert ist, dass die [...] Natur des Kapitals erst verständlich wird aus der konkreten, konkurrentiellen Stufe.“ (Hartmann 1970, S. 376f.).

mit dem Begriff des Kapitals. Die Konkurrenz ist bestimmt als die *Existenzweise* des Kapitals: „Die freie Konkurrenz ist die Beziehung des Kapitals auf sich selbst als ein andres Kapital, d.h. das reelle Verhalten des Kapitals als Kapital.“²²

Die Konkurrenz ist der wissenschaftlich nicht verarbeitete Begriff des Zwanges zur Mehrwerterwirtschaftung, der zugleich die Wertform des Kapitals erst plausibilisiert.²³ Marx bestimmt die Konkurrenz als zumindest indirekten „Be-währ“²⁴ der allgemeinen Gesetze. Mit dem auf der Ebene der Existenz und der Erscheinung spielenden Konkurrenzbegriff wird des Weiteren auch noch einmal Licht auf die Natur der Handlungszwänge geworfen: „In der Konkurrenz erscheint [die; M.E.] innre Tendenz des Kapitals als ein Zwang, der ihm von fremdem Kapital angetan wird und der es vorantreibt über die richtige Proportion mit beständigem Marche, marche!“²⁵

Wie oben ist hier die Konkurrenz nicht als wirkende Instanz charakterisiert. Vielmehr *erscheint* der Zwang in ihr. Interessant an dieser Stelle ist, dass die innere Tendenz des Kapitals hier nicht als Zwang charakterisiert wird. Zum Zwang wird sie erst durch die Konkurrenz. Der Zwang, so kann man schließen, ist eine Kategorie, die auf der Ebene der Erscheinung verortet wird.²⁶ Damit lässt sich wiederum die Unterscheidung zwischen einer Ontologie des Wesens und einer Ontologie der Erscheinung einholen – wobei zu beachten ist, dass der Begriff des Wesens hier in zwei verschiedenen Kontexten Verwendung findet.

22 MEW 42, S. 550. Vgl. auch die Bestimmung: „das reale Kapital, d.h. die Konkurrenz etc.“ (ebd., S. 360).

23 Die Gegenüberstellung von Begriff bzw. Wesen auf der einen Seite und Existenz bzw. Erscheinung auf der anderen lässt sich auf Marx' *Doktordissertation* zurückbeziehen. Auch dort kommt der Existenzbegriff gegenüber dem des Begriffs zu seinem Recht. Allerdings sind über diese Parallelen hinaus die Unterschiede beträchtlich. Epikurs Bestimmung der Qualitäten des Atoms, die Existenzweise der Atome, sind ebenso spekulativ gebildet wie sein Begriff des Atoms. Marx kann hingegen auf empirische Phänomene wie das der Konkurrenz zurückgreifen. Auch konstruiert Marx keinen unmittelbaren Widerspruch zwischen Begriff und Existenz. Kapital und Konkurrenz fallen vielmehr in der gelingenden Theorie zusammen. Marx' subjektives Prinzip zeigt sich erst auf der abstrakteren Ebene, die die Theorie der kapitalistischen Produktionsweise selbst als Theorie einer historischen Erscheinung ausweist.

24 MEW 26.2, S. 100.

25 MEW 42, S. 327.

26 Oben hieß es: „[D]ie Konkurrenz herrscht jedem individuellen Kapitalisten die immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise als äußere Zwangsgesetze auf.“ (ebd., S. 613).

Einerseits ist gemäß Marx' subjektivem Prinzip jeglicher gesellschaftlicher Zwang in der historischen Perspektive nur scheinbar. Die so eingenommene Emancipationsperspektive erfordert die prinzipielle Rückführbarkeit der gesellschaftlichen Formen auf das Handeln der Individuen. Andererseits ist es aber auch jenes Handeln, welches gesellschaftliche Verhältnisse produziert, die sich in Gesetzesform beschreiben lassen. Für die Darstellung des Zusammenhangs von empirischer Ebene und ökonomischem Gesetz benutzt Marx den Unterschied von Wesen und Erscheinung. Er benutzt ihn jedoch ebenso, um zu zeigen, dass die Gesetze letztlich wandelbar sind und ihr zwingender Charakter nur einer für die Individuen ist:

„Der allgemeine Austausch der Tätigkeiten und Produkte, der Lebensbedingung für jedes einzelne Individuum geworden, ihr wechselseitiger Zusammenhang, *erscheint ihnen* als fremd, unabhängig, als eine Sache. Im Tauschwert ist die gesellschaftliche Beziehung der Personen in ein gesellschaftliches Verhalten der Sachen verwandelt; das persönliche Vermögen ist ein sachliches.“ (MEW 42, 91; meine Hervorhebung)

8.3 TOTALITÄT UND ORGANISMUS

Sieht man vom Tauschwert ab, besitzen alle untersuchten Formen des Werts eine handlungsbezogene Ebene. Die Formwechsel „W-G-W“, „G-W-G“ und „G-W-G“ können von Individuen vollzogen werden. Allerdings kann schon die Objektivität des in diesen Formwechseln identisch bleibenden bzw. sich vermehrenden Werts nur durch die Annahme eines untergelegten Systems von Tauschakten bzw. – bei „G-W-G“ – eines untergelegten Produktionsprozesses begründet werden. Mit der Wertform Kapital, die Zirkulations- und Produktionsprozess integriert, erreicht Marx schließlich explizit die Ebene des gesellschaftlichen Gesamtzusammenhangs.

Ich werde abschließend die Frage diskutieren, mit welchen begrifflichen Mitteln Marx diesen Zusammenhang selbst thematisiert und welche Konsequenzen dies hat. Ich greife dabei auf die Metapher des Organismus und auf den Begriff der Totalität zurück. Letzterer fasst formal den Zusammenhang zwischen den ökonomischen Kategorien bzw. Prozessen. Die Organismusmetapher hingegen wird von Marx auch in einem normativen Sinn zur Kritik der kapitalistischen Produktionsweise gebraucht.

8.3.1 Der Totalitätsbegriff

Der Totalitätsbegriff ist neben der Organismusmetapher ein Mittel, das ökonomische System in seiner Gesamtheit zu fassen. In den *Grundrisse* bezeichnet Marx die bürgerliche Gesellschaft in einem Atemzug als „Totalität“ und als „organisches System“.²⁷ Es geht ihm darum, eine Theorie zu entwickeln, in der „die Sache in ihrer Totalität (und darum auch die Wechselwirkung dieser verschiedenen Seiten aufeinander) dargestellt werden kann.“²⁸

Marx verwendet den Totalitätsbegriff weitgehend als deskriptive Kategorie. Eine Totalität ist eine nähere Bestimmung sozialer Verhältnisse. In diesem Sinne finden sich bei Marx Totalitäten auf verschiedenen Ebenen des ökonomischen Systems. So bildet die Zirkulation eine Totalität, sie ist der „Austausch in seiner Totalität betrachtet“,²⁹ d.h. die Gesamtheit aller Tauschvorgänge. Auch das ökonomische System im Gesamten ist als Totalität darstellbar: „Das Resultat, wozu wir gelangen, ist nicht, daß Produktion, Distribution, Austausch Konsumtion identisch sind, sondern daß sie alle Glieder einer Totalität bilden, Unterschiede innerhalb einer Einheit.“³⁰

Die spätere Karriere des Begriffes zu einem der normativen Schlagwörter der europäischen Linken ist bei Marx noch nicht absehbar.³¹ Es existieren lediglich zwei oder drei Passagen im Werk, die hier hätten traditionsbildend wirken können.³² Marx verwendet den Totalitätsbegriff nicht in kritischer Absicht wie später dann etwa Sartre, Camus, Levinas oder Adorno.³³ Tatsächlich ist eines der Hauptmerkmale des Marx'schen Totalitätsbegriffes seine Inhaltslosigkeit. Er ist eine Reflexionskategorie.

27 Ebd., S. 203.

28 MEW 3, S. 38.

29 MEW 13, S. 630.

30 Ebd.

31 Zu dieser nach-Marx'schen Geschichte vgl. Martin Jay (1984): Marxism and Totality. The Adventures of a Concept from Lukács to Habermas, Berkeley and Los Angeles, bes. S. 26.

32 Vgl. MEW 42, 396; MEW EB 1, S. 562.

33 Vgl. Theodor W. Adorno (1969): Einleitung zum „Positivismusstreit in der deutschen Soziologie“, in: Gesammelte Schriften Band 8, Frankfurt a.M. 1997, S. 280–353; Albert Camus (1951): Der Mensch in der Revolte, Reinbek bei Hamburg 1969; Emanuel Levinas (1961): Totalität und Unendlichkeit. Versuch über die Exteriorität, München 1987; Jean Paul Sartre (1960): Kritik der dialektischen Vernunft, Reinbek bei Hamburg 1967.

Damit steht Marx in der Tradition der Verwendung des Begriffes bis zum 19. Jahrhundert. Der Begriff der Totalität ist vom lateinischen „totalitas“ überkommen und im Deutschen nicht ohne weiteres zu übersetzen. Je nach Kontext lässt er sich mit Ganzheit, Gesamtheit oder Allheit wiedergeben.³⁴ Formal kann unter „Totalität“ die Verbindung der Kategorien der Einheit und der Vielheit verstanden werden, wobei eine eindeutige Abgrenzung zur Kategorie der Einheit selbst nicht ohne weiteres vorzunehmen ist. Mit dem Totalitätsbegriff sind jene Fragen umfasst, die sich mit dem Zusammenhang des Vielen mit dem Einen beschäftigen, auch wenn der Totalitätsbegriff keineswegs immer Verwendung findet, wenn von diesem Zusammenhang die Rede ist. Bei Verwendung des Totalitätsbegriffs wird in aller Regel der Schwerpunkt auf die Einheit gelegt, die Totalität ist die „Einheit der Vielheit“, weniger die „Vielheit der Einheit“. Spricht man im weitesten Sinne von Totalität, ist von der Art und Weise des Zusammenhangs von Einheit und Vielheit noch nichts gesagt. Eine Totalität fasst keine Identitätsbestimmungen, sondern „Unterschiede innerhalb einer Einheit“³⁵.

Die ausführlich diskutierte Unterscheidung von Forschungs- und Darstellungsweise im Marx'schen Werk lässt sich auch bezüglich des Totalitätsbegriffs anwenden. Marx spricht verschiedentlich davon, dass er einen Gegenstandsbereich als „Totalität betrachtet“.³⁶ Dies verweist auf die Bedeutung der reflexiven, wissenschaftliche Praxis für Marx', die etwas zu einer Totalität konstruiert. Auf der anderen Seite spricht er von „einem schon gegebenen konkreten, lebendigen Ganzen.“³⁷ Die wissenschaftliche Konstruktionsmethode muss diesem vorausgesetzten Ganzen nachspüren. Sie bleibt jedoch notwendigerweise eine „Gedankentotalität“.³⁸ Sie ist „als ein Gedankenkonkretum, in fact ein Produkt des Denkens, des Begreifens“.³⁹ Die Totalität ist kein Produkt „des außer oder über der Anschauung und Vorstellung denkenden und sich selbst gebärenden Begriffs, sondern der Verarbeitung von Anschauung und Vorstellung in Begriffe.“⁴⁰

Prinzipiell ist der Totalitätsbegriff vage genug, um ihn in dreifacher Hinsicht zu differenzieren. Man kann zwischen starken, moderaten und schwachen Totalitä-

34 Vgl. Stichwort: Totalität, in: Jürgen Mittelstrass (Hg.): Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. Band 4, Stuttgart 1996, S. 324.

35 MEW 13, S. 630.

36 Siehe etwa das obige Zitat zur Zirkulation. Vgl. auch MEW 25, S. 169; MEW 42, S. 144.

37 MEW 13, S. 632.

38 Ebd.

39 Ebd.

40 Ebd.

ten bzw. Gesamtheiten unterscheiden. Eine schwache Totalität bzw. Gesamtheit bezeichnet die (beobachtete) Existenz eines gemeinsamen Merkmals. Totalität bedeutet in diesem Sinne die (quantitative) Vollständigkeit der Elemente, die dieses Merkmal besitzen. In diesem Sinne lässt sich Aristoteles' Bemerkung verstehen, sie sei dasjenige „wovon kein Teil fehlt“.⁴¹ Allerdings muss unter „Merkmal“ nicht zwangsläufig eine positive Eigenschaft der Dinge gefasst werden. Als in Frage stehende Eigenschaft kann auch die Zugehörigkeit zum Ganzen selbst gelten. Geht man von Merkmalen dieser Art aus, ist ihre Summierung unter dem Kriterium der quantitativen Vollständigkeit nicht möglich, da man hier nicht von den einzelnen Dingen auf ein Gemeinsames abstrahiert. Das Ganze ist dann entweder „vor“ oder „mit“ den einzelnen Elementen vorhanden. In diesem Fall handelt es sich entweder um eine starke oder eine mittlere Totalität. Der Unterschied zwischen schwachen Totalitäten auf der einen Seite und moderaten und starken auf der anderen lässt sich durch die ebenfalls in der *Metaphysik* des Aristoteles angesprochene Unterscheidung von pan und hólon verdeutlichen.⁴² Während „hólon“ sich mit „Ganzes“ übersetzen lässt, bedeutet „pan“ „Alles“. Ein „Alles“ ist für Aristoteles dadurch ausgezeichnet, dass es homogene Teile hat und dass die Lage der Teile bei der Bestimmung des „Alles“ keine Rolle spielt. Ein „Ganzes“ hingegen ist durch die Lage der Teile zueinander und/ oder zum Ganzen charakterisiert. Es ist insoweit geordnet.⁴³ Die Unterscheidung zwischen starken und mittleren Totalitäten auf der einen Seite und schwachen auf der anderen drückt sich also auch sprachlich aus. Man spricht dann in der Regel nicht mehr von einer Beziehung zwischen dem Vielen und dem Einen, sondern von einer Beziehung von Teil und Ganzem.⁴⁴

Nach allem, was gesagt wurde, ist deutlich, dass Marx keinen schwachen Totalitätsbegriff verwendet. Die einzelnen gesellschaftlichen Beziehungen stehen für ihn nicht unverbunden nebeneinander. Im Sinne des moderaten Totalitätsverständnisses spricht Marx hingegen von einem „Gesellschaftskörper [...] in dem

41 Aristoteles: *Metaphysik*. Erster Band, übersetzt von Hermann Bonitz, Hamburg 1989, S. 239 (1023b).

42 Ebd., S. 241 (1024a).

43 Marx stellt in diesem Sinn die „chaotische Vorstellung des Ganzen“ der „reichen Totalität von vielen Bestimmungen und Beziehungen“ gegenüber (MEW 13, S. 631).

44 In diesem Sinne definiert die *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie* Totalität als die „Bezeichnung für eine übersummative Einheit von Vielem im Verhältnis von Ganzem und Teil“ (Mittelstrass 1996, S. 324).

alle Beziehungen gleichzeitig existieren und einander stützen“,⁴⁵ bzw. davon, dass „im vollendeten bürgerlichen System jedes ökonomische Verhältnis das andere in der bürgerlich-ökonomischen Form voraussetzt und so jedes Gesetzte zugleich Voraussetzung ist“.⁴⁶ Eine solche Konzeption der gesellschaftlichen Einheit verweist auf die allseitige Abhängigkeit aller Beziehungen bzw. Verhältnisse voneinander. Allerdings widerspricht ein so gefasstes Totalitätsverständnis der Marx'schen Darstellungsmethode. Weiterhin stellt sich ein Erkenntnisproblem: Wenn alle Beziehungen von allen abhängen, dann kann man eine einzelne Beziehung x erst dann in ihrer Komplexität beschreiben, wenn man bereits über die Beschreibung aller anderen verfügt. Über eine solche Beschreibung verfügt man jedoch nicht, wenn besagte Beziehung x – die ja erst beschrieben werden soll – noch nicht beschrieben worden ist. Dies führt in einen logischen Widerspruch.

Marx' hierarchisierende Darstellung der kapitalistischen Produktionsweise versucht diesen Schwierigkeiten zu entgehen. Die miteinander verbundenen ökonomischen Beziehungen besitzen nicht alle dasselbe reale Gewicht, es gibt wichtigere und unwichtigere Beziehungen. Das Bild eines horizontalen Netzes, in dem jeder Punkt (jede Beziehung) mit jedem verbunden ist, ist diesem Zustand nicht angemessen. Berücksichtigt man die verschiedenen Ausgangspunkte und Fragestellungen des *Kapital* mit der prinzipiellen Unterscheidung in Produktions- und Zirkulationssphäre, könnte man vielleicht von zwei miteinander vielfach verbundenen, umgekehrten Pyramiden sprechen. In diesen bilden jeweils wenige Grundbeziehungen die Basis der anderen. Völlig befriedigend ist dieses Bild jedoch nicht, da es zum einen den Unterschied von Form und Inhalt nicht abzubilden vermag und insofern Marx' subjektivem Prinzip nicht gerecht wird, zum zweiten den Abstraktionsgrad der ersten Bestimmungen in der Kategorienentwicklung nur unzureichend berücksichtigt.

Jedenfalls ist die begriffliche Fassung weniger Grundbeziehungen für Marx hinreichend, um den Ausgangspunkt einer adäquaten Beschreibung des Gesamtzusammenhangs bilden zu können. In diesem Sinne spricht er bereits in den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten* davon, dass „alle nationalökonomischen Kategorien entwickelt werden“ sollen, und zwar so, dass sie „nur einen

45 MEW 4, S. 131.

46 MEW 42, S. 203.

bestimmten und entwickelten Ausdruck [der; M.E.] ersten Grundlagen“⁴⁷ darstellen.⁴⁸

47 MEW EB 1, S. 521. Vgl. Jaeck 1988, S. 175.

48 Die Hierarchisierung der ökonomischen Beziehungen hat eine weitere Konsequenz. Durch die Annahme einiger grundlegender Prozesse ist die Stabilität des dargestellten Gesamtzusammenhangs plausibler. Er muss nicht zwangsläufig geändert werden, wenn sich einzelne Elemente geändert haben, wie es bei der „flachen“ Variante des moderaten Holismus der Fall wäre.

Allerdings bleibt die Frage nach der Zeitgebundenheit der Marx'schen Theorie ernst zu nehmen. Marx koppelt bestimmte Prozesse direkt an die Grundmomente seiner Theorie, die heute nicht mehr adäquat gefasst scheinen. Dies gilt besonders bezüglich des Geldes. Wirkliches Geld ist für Marx Metallgeld. Nur als dieses ist die Daseinsweise des Geldes seinem Begriff adäquat (vgl. MEW 23, S. 156). Marx schränkt diese Aussage zwar durchaus ein: Die Geldware kann in den meisten ihrer Funktionen ersetzt werden (vgl. MEW 13, S. 103). Geld mit einem immanenten Wert muss für Marx dennoch in den zwei Funktionen Schatz und Weltgold sein. Ohne dies hier diskutieren zu können, scheint de facto die Geldware heutzutage in beiden Funktionen ersetzbar – wenn man von ernsthaften Krisen des Souveräns absieht, in denen die Anleger in das, aber nicht nur in das, „Gold flüchten“.

Systematisch interessant ist jedoch die Frage nach dem Wertmaß. Wenn das Geld als Wertmaß ideell bleiben kann, so doch nur auf einer realen Grundlage. Das Wertmaß muss in der Marx'schen Konstruktion zumindest vorgestelltes Gold sein, damit es seine Funktion erfüllen kann. Diese Bestimmung ist – und das ist das theoretische Problem – wesentlich für Marx' systematische Darstellung der ökonomischen Kategorien. Die Wertformanalyse, die die unmittelbare Voraussetzung der Gelddarstellung liefert, ist ohne die zugrunde liegende Identität des Darstellenden und Dargestellten nicht durchführbar. Meines Erachtens hält Marx vor allem aus diesem systematischen Grund am Warengeld fest. Bei einem bloß repräsentierenden Geld kann man in den Situationen des Kaufens und Verkaufens nicht mehr von einem unmittelbaren Äquivalenttausch ausgehen, d.h. vom Tausch zweier Waren, die auf Grund einer gemeinsamen Wertsubstanz gleichzusetzen sind. Will man beim Tausch von symbolischem Geld gegen reale Waren noch von einem Äquivalenttausch sprechen, wären die Mechanismen, die eine solche Äquivalenz bewirken, ungleich komplexer. Da nun, allem empirischen Anschein nach, das heutige Geld keine unmittelbare Deckung in Waren mehr besitzt, treten begriffliche Darstellung und Realität in einen offensichtlichen Widerspruch.

Es kann an dieser Stelle nur ein Hinweis gegeben werden, wie mit dem Problem umgegangen werden kann. Eine an der durch die Wertsubstanz bedingte Identität der Wertformen festhaltende Darstellung scheitert offensichtlich am rein

Letztlich muss jedoch der hierarchische, moderate Holismus noch weiter präzisiert werden, um alle Momente der kapitalistischen Produktionsweise zu fassen. Die nun zu diskutierende Organismusmetapher verweist auf die Möglichkeit der Beschreibung des ökonomischen Gesamtzusammenhangs als Eigenständigen vor oder neben den ökonomischen Beziehungen.

8.3.2 Die Organismusmetapher

Im *Methodenkapitel* bezeichnet Marx den ökonomischen Gesamtzusammenhang als „lebendiges Ganzes“. In den *Grundrisse* wird er mit der Metapher des „organischen Systems“ umschrieben.⁴⁹ Auch im Vorwort zur ersten Auflage des

symbolischen Geld. Man wäre dann zwangsläufig auf andere Formen der Darstellung verwiesen. Marx' Entwicklung des Geldes aus dem Wertbegriff könnte immer noch als erster Schritt hin zum symbolischen Geld begriffen werden. Sie rekonstruiert, wie sich eine wahrnehm- und handhabbare Dimension des Wertes durch die Geldware etabliert. Sobald diese jedoch existiert, kann sich das Geld als Symbol von der nun schon (implizit) formbesitzenden und bewerteten Welt der Waren lösen und ihr einen neuen – nun der Quantitätstheorie entsprechenden – Ausdruck verleihen. Diese grundsätzlich neue Situation beschreibt Marx – wie gesagt – nicht. Er deutet aber an, dass sie möglich ist: „In der Zirkulation der Wertzeichen erscheinen alle Gesetze der wirklichen Geldzirkulation umgekehrt und auf den Kopf gestellt. Während das Geld zirkuliert, weil es Wert hat, hat das Papier Wert, weil es zirkuliert. Während bei gegebenem Tauschwert der Waren die Quantität des zirkulierenden Goldes von seinem eigenen Wert abhängt, hängt der Wert des Papiers von seiner zirkulierenden Quantität ab.“ (ebd., S. 106). Man hat es nun mit einer doppelt bewerteten Welt zu tun: eine gewissermaßen untergründige Welt der Warenwerte und eine diese in der Realität zum Ausdruck bringende Welt des Geldes. Wie es prinzipiell möglich ist, dass sich zwei Mengen ohne Beziehung aufeinander abbilden lassen, kann man anhand Simmels *Philosophie des Geldes* aufzeigen (vgl. Simmel 1900, S. 139–155). Die Voraussetzungen, die es dazu bedarf, sind zwei absolut bestimmte Mengen und ihre diskrete Abzählbarkeit. So lassen sich 100 Äpfel und 50 Birnen aufeinander beziehen, indem man sagt: „2 Äpfel sind eine Birne wert“. Die Beziehung dieser Mengen ist eine externe und erklärt die internen Beziehungen der Werte untereinander nicht mehr; diese sind nun also vorausgesetzt. Zur Frage der Geldware mit weiterführender Literatur vgl. Ingo Stützle (2004): Die Frage nach der konstitutiven Relevanz der Geldware in Marx' Kritik der politischen Ökonomie, URL: http://www.marx-gesellschaft.de/Texte/0304_St%FCtzle_Geldware.PDF, Aufruf 03.09.2012.

49 Vgl. MEW 42, S. 203.

Kapital verwendet Marx den Organismusbegriff. Er schreibt, „daß die jetzige Gesellschaft kein fester Kristall, sondern ein umwandlungsfähiger und beständig im Prozeß der Umwandlung begriffener Organismus ist.“⁵⁰

Im Einklang mit der auch sonst häufigen Verwendung innerhalb der Geistes- und Sozialwissenschaften des 19. und frühen 20. Jahrhunderts benutzt Marx die Organismusmetapher in doppelter Absicht. Deskriptiv gelesen, dient sie der theoretischen Annäherung an die Funktionsweise des ökonomischen Systems. Der normative Aspekt, den die Marx'sche Begriffsverwendung transportiert, ist hingegen ein kritischer und damit unterscheidet er sich von den meisten zeitgenössischen Autoren. Dasjenige, was als Organismus beschrieben wird, ist zum einen kein Organismus im vollen begrifflichen Sinne, zum zweiten – und das kennzeichnet die transformative Marx'sche Absicht – soll es aufhören, ein Organismus zu sein. Die Marx'sche Fassung des Organismusbegriffs steht damit – im Unterschied zum Begriff der Totalität – in der Tradition, die sich kritisch mit den normativen Implikationen von Gesamtzusammenhängen auseinandersetzt und die sich im 20. Jahrhundert am Begriff der Totalität abarbeitet.

Die historische Form „kapitalistische Produktionsweise“ ist für Marx nur zu begreifen, wenn man sie in ihrer spezifischen *Zweckbestimmtheit* auffasst. Dies ist ein entscheidender Aspekt der Marx'schen Herangehensweise. Ein „lebendiges“ System zu beschreiben, bereitet einem mechanistischen, kausalen Theorieverständnis Schwierigkeiten, da für eine vollständige Beschreibung eines solchen Zusammenhangs auch finale Bestimmungen nötig sind. Diese Zweckbestimmung lässt sich mit physikalischen Methoden nicht analysieren. Marx borgt sich dementsprechend an dieser Stelle auch keine Begriffe aus der Physik, er borgt sich einen Begriff der Biologie.⁵¹ Das Ziel des spezifischen Organismus „kapitalistische Produktionsweise“, wie Marx es analysiert, besteht im *bloßen Wachsen*.

50 MEW 23, S. 16.

51 Marx reflektiert selbst auf diesen Zusammenhang. Er zitiert zustimmend einen Rezensenten des *Kapital*: „Mit einem Wort, das ökonomische Leben bietet uns eine [...] der Biologie analoge Erscheinung [...]. Die alten Ökonomen verkannten die Natur ökonomischer Gesetze, als sie dieselben mit den Gesetzen der Physik und Chemie verglichen.“ (ebd., S. 26). Die heutige Ökonomie verfährt im Gegensatz zu Marx nach Methoden der Physik. Vgl. Becker/ Ritsert 1989; Philip Mirowski (1989): *More Heat Than Light. Economics as Social Physics*, Cambridge. Cornelius Castoriadis vertritt wiederum die Auffassung, Marx Leitwissenschaft sei die Chemie. Vgl. Cornelius Castoriadis (1975): Wert, Gleichheit, Gerechtigkeit, Politik. Von Marx zu Aristoteles und von Aristoteles zu uns, in: Ders.: *Durchs Labyrinth. Seele, Vernunft, Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1981, S. 221–277, hier S. 224.

tum.⁵² Das ökonomische System „will“ wachsen. Außerhalb der Metapher formuliert: Marx nimmt an, dass das ökonomische System als Ganzes nur beschreibbar ist, wenn die permanente Vermehrung der spezifischen Reichtumsform „Wert“ in die begriffliche Rekonstruktion des kapitalistischen Produktionsform integriert wird. In der Rekonstruktion der Wertformen erreicht Marx diese Ebene mit dem Begriff des Kapitals, das sich nur erhalten kann, wenn es sich beständig ausdehnt und damit einer Art Zweckgerichtetheit unterliegt. Damit erscheint der Gesamtzusammenhang als eigenständiger neben seinen ökonomischen Beziehungen.

Die Zielgerichtetetheit des Gesamtzusammenhangs ergibt sich zwingend wieder – um es noch einmal zu wiederholen – aus den Grundbegriffen der Zirkulations- noch aus denen der Produktionssphäre. Empirisch wird er erst durch die Existenz einer umfassenden Konkurrenz angezeigt. Der Zwang zur Mehrwerterwirtschaftung für den einzelnen Kapitalisten drückt sich gesellschaftlich im Wachstum des gesellschaftlichen Reichtums aus. Der „Wachstumszwang“ ist damit Ausdruck eines spezifischen ökonomischen Verhältnisses. Es ist den ökonomischen Verhältnissen nicht vorgängig, vielmehr ihr Ergebnis. Dennoch wird er unabhängig von diesen formuliert.

Tatsächlich scheint der Zwangscharakter des Gesamtzusammenhangs in Diskussionen über die Funktionalität des ökonomischen Systems zu Teilen anerkannt zu sein. Seit Adam Smith sind viele der Verteidigungsstrategien des kapitalistischen Wirtschaftens defensiver Natur. Sie behaupten die Vernünftigkeit der kapitalistischen Vergesellschaftung trotz des durch den Zweck der Vermehrung des abstrakten Reichtums gesetzten Zwanges. So sind es bei Smith die positiven Effekte, die eine solche Zweckbestimmung auch mit sich bringt, die ihn den Kapitalismus verteidigen lassen.⁵³ Ähnlich ist es bei Hayek, der annimmt,

-
- 52 Vgl. etwa: „Der ganze Charakter der kapitalistischen Produktion ist bestimmt durch die Verwertung des vorgeschoßnen Kapitalwerts, also in erster Instanz durch die Produktion von möglichst viel Mehrwert.“ (MEW 24, S. 83).
- 53 Smith spricht nicht von einem Zwang, dem die Kaufleute ausgesetzt sind, wenn sie nach der Vermehrung ihres privaten Kapitals streben. Er ist aber der Ansicht, dass durch die Vermehrung des privaten Kapitals positive Effekte auf das Allgemeinwohl entstehen. Insofern verteidigt er nicht das Gewinnstreben an sich, sondern den unbeabsichtigten Effekt, der durch diesen Gewinn entsteht: „As every individual, therefore, endeavours as much as he can, both to employ his capital in the support of domestic industry, and so to direct that industry that its produce maybe of the greatest value; every individual necessarily labours to render the annual revenue of the society as great as he can. He generally, indeed, neither intends to promote the pub-

dass sich die bestmögliche Wissens- und Wohlstandsproduktion nur durch eine Marktvergesellschaftung erreichen lässt⁵⁴, oder bei Habermas, der die Position vertritt, dass die Funktionalität der Zwecksetzung den negativen Aspekt der Fremdbestimmung durch nicht selbst gesetzte Imperative aufhebt.⁵⁵

Die deskriptive Ebene des Organismusbegriffs wird von Marx kritisch gewendet.⁵⁶ Er setzt dabei an drei Momenten an. Zum einen kritisiert er die falsche Verwendung der Organismusmetapher im Sinne eines harmonischen Zusammenspiels von Teil und Ganzem (a), zum zweiten erlaubt der Bedeutungsumfang des Begriffes „Organismus“ eine intrinsische Kritik des Zweckes „Wachstum“ (b), zum dritten wird der Begriff des Organismus in einer transitorischen Absicht selber in Frage gestellt (c).

(a) Neben vielen anderen gebraucht etwa Adam Müller in konservativ romantischer Absicht den Begriff des Organismus, um die Möglichkeit eines gesellschaftlichen Zustands der Harmonie zu formulieren.⁵⁷ Die einzelnen Glieder des Staates sollen durch die Verwendung des Begriffes in ihrem konfliktfreien Miteinander gefasst werden. Die Individuen sind als Glieder des Organismus einem Ganzen untergeordnet; Herrschaft wird so von vornherein affirmierbar. Im All-

lic interest, nor knows how much he is promoting it. [...] [H]e is in this, as in many other cases, led by an invisible hand to promote an end which was no part of his intention. Nor is it always the worse for the society that it was not part of it. By pursuing his own interest, he frequently promotes that of the society more effectually than when he really intends to promote it.” (Smith 1776, S. 423).

54 Vgl. etwa Hayek 1988, S. 3.

55 Habermas verweist auf die Notwendigkeit von Steuerungsmedien in den von ihm als System gedachten politischen und wirtschaftlichen Bereichen der Gesellschaft. Die Moderne sei durch eine gestiegene Systemkomplexität gekennzeichnet, die nur durch Medien wie Macht und Geld in Funktion gehalten werden könne. Dabei sind die systemischen Zwecksetzungen (die Imperative) in Kauf zu nehmen. Vgl. Habermas 1981.

56 In der *Kritik des Hegel'schen Staatsrechts* verwendet Marx den Organismusbegriff in einem affirmativen Sinne. Er bezieht sich dabei jedoch auf die Analyse des gegenwärtigen Staates. „Es ist ein großer Fortschritt, den politischen Staat als Organismus, daher die Verschiedenheit der Gewalten nicht mehr als organische [soll wohl heißen: „mechanische“; M.E.], sondern als lebendige und vernünftige Unterscheidung zu betrachten.“ (MEW 1, S. 210).

57 Vgl. Adam Müller (1816): Versuch einer neuen Theorie des Geldes, Leipzig und Altenburg, S. 261ff.

gemeinen wird die Organismusmetapher – in ihrer affirmativen Verwendung – auf den Begriff des Staates bezogen, der die Einheit seiner Elemente in seiner Souveränität handelnd zum Ausdruck bringen soll. Den harmonischen Zustand eines Organismus kann man unter Verwendung eines medizinischen Vokabulars auch als Zustand der Gesundheit bezeichnen. Der disharmonische Zustand wäre dann der der Krankheit. In Marx' Kritik der politischen Ökonomie erhält sich der Organismus jedoch nur durch seine beständige Krankheit – durch seine Krisen. Mit dem Begriff des Organismus im Einklang – und von affirmativen Verwendungen des Begriffs ebenfalls gern unterschlagen – ist der Marx'sche Gedanke, dass Organismen sterben müssen, dass also der Kapitalismus auf eine letzte Krise hinausläuft.⁵⁸ Vielleicht verweisen Überlegungen solcher Art in ihrem Erkenntnisgehalt auf nicht mehr als auf die Gefahren der Verwendung von Metaphern in sozialwissenschaftlichen Kontexten. Sie entbehren in ihrer konkreten Gestalt jedoch nicht einer gewissen Ironie, da jene, die den Begriff des Organismus verwenden, nicht wissen, von welchem Gegenstand sie Gebrauch machen.

(b) Der zweite kritische Aspekt der Marx'schen Verwendung der Organismusmetapher liegt in der Auseinandersetzung mit dem Zweckbegriff. Man kann hier zur Verdeutlichung auf die aristotelische Unterscheidung von Ökonomie und Chrematistik zurückgreifen. Aristoteles stellt in seiner *Politik* die Frage nach dem vernünftigen Handeln des Einzelnen in der Sphäre des Erwerbs und kommt zu dem Schluss, dass das Wirtschaften immer eingebunden sein soll in den Gesamtbereich des menschlichen Lebens. Der Erwerb von Gütern oder Reichtümern untersteht selbst anderen Zwecken.⁵⁹ Die Chrematistik als die Kunst des Gelderwerbs birgt die Gefahr, dass sie zum letzten Zweck wird. Als Problem für eine gelingende menschliche Existenz erweist sich dies dann, wenn der Zweck des Gelderwerbs nicht wieder rückgebunden werden kann an die Gesamtheit der Lebenszwecke; wenn er sich an ihre Stelle setzt. Wie gesehen, übernimmt Marx den Aspekt der Verkehrung vom Mittel zum Zweck sowohl in Bezug auf den Handlungzwang für den einzelnen Kapitalisten als auch in seiner gesellschaftstheoretischen Argumentation bezüglich des allgemeinen Wachstumszwanges.

Darüber hinaus ist der Zweck des Gelderwerbs – bzw. der systemische Imperativ des Wachstums – kein Zweck im vollen begrifflichen Sinne. Zur vollen Bestimmung eines Zweckes gehört die Möglichkeit seiner abschließenden Verwirklichung. Mit dem stetigen Wachstum an Kapital kann aber kein *Zustand* verwirk-

58 Generell gilt, dass die Beschreibung eines Organismus als reibungsloses Zusammenspiel der Organe ein Idealbild ist. Es existieren Organe, die ihre Funktionen eher schlecht als recht erfüllen, solche, die ihre Funktion verloren haben etc.

59 Aristoteles: *Politik*, übersetzt von Olof Gigon, München 1973, S. 1256a–1258b.

licht werden. Es erfüllt damit das Kriterium des schlecht unendlichen, unab- schließbaren Prozesses. Dieser wird von Hegel in der *Enzyklopädie* unter dem Stichwort der „schlechten“ oder „negativen Unendlichkeit“ bestimmt als „die Negation des Endlichen, welches aber ebenso wieder entsteht, somit ebenso sehr nicht aufgehoben ist – oder diese Unendlichkeit drückt nur das *Sollen* des Auf- hebens des Endlichen aus.“⁶⁰

(c) Zum dritten kann Marx durch die Verwendung der Organismusmetapher noch einmal auf den fremdbestimmenden Charakter des ökonomischen Gesamt- zusammenhangs hinweisen. Es ist sinnvoll, dies gegen einen seiner junghege- lianischen Weggefährten – gegen Moses Hess – zu situieren. In der bereits erwähnten Schrift *Über das Geldwesen*⁶¹ wird die Organismusmetapher affirmativ verwendet. Hess kritisiert dort aufs schärfste den Individualismus und bringt diesen in direkte Verbindung mit dem bloß äußerem Vermittler Geld, das das unmit- telbare, natürliche und lebendige Zusammenspiel der Menschen verhindere. Hess fordert „eine vernünftige, organische menschliche Gesellschaft mit man- nichfältigen, harmonisch zusammenwirkenden Producionen“⁶² und verdammt den gegenwärtigen Zustand in dem „[d]as Individuum zum Zweck erhoben, die Gattung zum Mittel herabgewürdigt“⁶³ werde.

Auch wenn Marx’ Sprache in den Frühschriften den Romantizismen von Hess manchmal nahe kommt, so sind doch die wesentlichen Unterschiede deutlich. Bei Marx findet sich keine Kritik des Individuums als Zweck, vielmehr kri- tisiert er es gerade in seiner Bestimmtheit als Mittel bzw. Funktionsträger.⁶⁴ Die Position des vernünftigen Allgemeinen – die Einheit des Organismus – blieb in den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten* leer. Vielmehr wird sie gerade als notwendige Vielheit gesetzt. Indem Marx die Idee einer funktionalen Be- stimmung der Individuen zurückweist, kann er den Begriff des Organismus kri- tisch wenden, da dieser eine solche funktionale Zuordnung einfordert.

60 HWB 8, § 94. Vgl. auch MEW 42, S. 127.

61 Vgl. Abschnitt 3.2.1.

62 Hess 1845, S. 332.

63 Ebd., S. 333.

64 Dennoch gibt es Stellen in Hess’ Text – gerade was die Kritik an der falschen Ver- mittlungsleistung des Geldes betrifft –, die auch bei Marx stehen könnten: „Wir werden unser Leben nicht mehr vergebens außer und über uns suchen. Kein fremdes Wesen, kein drittes Mittelding wird sich mehr zwischen uns eindrängen, um uns äu- ßerlich und scheinbar zu vereinigen, zu ‚vermitteln‘, während es uns innerlich und wirklich trennt und entzweit.“ (ebd., S. 347).

